



Livingstones Mangobaum

Global Village: In Tansania wird an ein weltberühmtes Treffen erinnert.

Kein guter Tag bislang. Schon halb zwölf, und noch hat sich kein Mzungu sehen lassen. Govola Mbingo schaut misstrauisch aus seinem Unterstand. Draußen knallt die Sonne. Mbingo trägt sein schönstes Hemd. Es ist grau-weiß mit afrikanischen Mustern, seine braune Hose hat eine Bügelfalte, und die Mütze ist schneeweiß. Aber niemand will heute auftauchen.

Mzungu – das heißt auf Kisuaheli „weißer Mann“. Manche sagen, der weiße Mann sei der Fluch Afrikas, für Mbingo jedoch ist er ein Segen. Mbingo ist Museumswärter hier in Ujiji am Tanganjikasee, seit 15 Jahren schon, und seine Kundschaft kommt überwiegend aus Europa und den USA.

Sie sind manchmal reichlich merkwürdig, diese Weißen, findet Mbingo, aber das macht nichts, solange sie gute Trinkgelder zahlen. An manchen Tagen kommen sie busweise, um sich die Garage mit der kleinen Ausstellung und den Mangobaum im Hof anzugucken. „Es ist der Ableger eines sehr berühmten Mangobaums“, staunen sie dann und machen Fotos. „Und manchmal schütteln sie sich ganz kräftig die Hände und sagen Sachen wie ‚Mister Meier, I presume‘ und lachen.“ Herr Mbingo lacht jetzt auch. Er freut sich immer, wenn es der Kundschaft gefällt.

Der berühmte Mangobaum in Ujiji – hier begegneten sich am 10. November 1871 der schon totegegläubte schottische Missionar, Afrikaforscher und Sklavereieegner David Livingstone und der angloamerikanische Reporter Henry Morton Stanley. Ujiji war damals ein Ort, in dem sich Sklavenjäger trafen, wenn sie mit ihrer menschlichen Beute aus den dichten Wäldern heimkehrten.

Livingstone, der verschollene Menschenfreund und britische Volksheld, kam damals aus dem Inneren Afrikas – todkrank, abgemagert bis auf die Knochen und vom Fieber geschüttelt. Stanley, der ruhmstüchtige Reporter, kam aus dem Osten nach Ujiji, aus Daressalam, mit einer bunt zusammengewürfelten Karawane. Er schrieb für den „New York Herald“, und dies war seine große Story.

Die Begegnung unter dem Mangobaum hat Stanley in seinem Reisebericht „Wie ich Livingstone fand“ später so geschildert:

„Ich schritt bedächtig auf ihn zu, nahm meinen Hut und sagte:

„Dr. Livingstone, nehme ich an.“

„Ja“, sagte er mit freundlichem Lächeln, die Mütze leicht lüftend. Ich setzte meinen Hut wieder auf den Kopf, er seine Mütze, wir reichten uns die Hand, und ich sagte laut: „Ich danke Gott, Doktor, dass es mir gestattet ist, Sie zu sehen.“ Er erwiderte: „Und ich bin dankbar, dass ich Sie hier begrüßen kann.“

Natürlich weiß niemand, ob sich das Treffen tatsächlich so zugetragen hat. Stanley war schließlich ein phantasiebegabter Mann. In Mbingos Garage findet sich die Szene auch, auf Leinwand und in Form zweier überlebensgroßer Skulpturen: zwei Weiße, die sich überschwänglich begrüßen. Der

mal kommt Jane Goodall in den Ort. Sie hat im Gombe-Nationalpark, ganz in der Nähe, ein Institut gegründet, das sich dem Schutz von Schimpansen widmet. Selten kommen rotgesichtige Leute in Badelatschen, die aus dem Strandurlaub auf Sansibar hierhergelotst werden. Und manchmal kommen auch Fremde in Wanderstiefeln, die gerade auf den Kilimandscharo gekraxelt waren.

Der skurrilste Gast hier am See war Ernesto Che Guevara. Ob auch er sich den Mangobaum angeguckt hat, ist nicht überliefert. Aber er hatte 1965 in Kigoma, nur zehn Kilometer entfernt, sein Rebellenquartier aufgeschlagen. Von hier setzte er mit einem Haufen kubanischer Berufsrevolutionäre über den See nach Kibamba, um den Kongo zu befreien.

Doch Che schimpfte auf seine afrikanischen Genossen: Es sei eine „parasitäre Armee, die nicht arbeitete, nicht übte, nicht kämpfte, aber von der Bevölkerung Versorgung und andere Arbeiten verlangte, zuweilen mit extremer Härte“, schrieb er in sein Tagebuch.

Frustriert packte der Revolutionär seine Sachen und kehrte Afrika für immer den Rücken.

Stanley hatte nach seinem Aufenthalt in Ujiji noch für König Leopold II. von Belgien den Kongo erschlossen und damit den Boden für eine grässliche Barbarei bereitet. Livingstones Zeit jedoch war abgelaufen. Er wollte nicht mehr zurück nach Europa, er wollte bei seinen geliebten Afrikanern

bleiben. Dem enttäuschten Stanley, der von einer ruhmreichen Heimkehr nach London – Seite an Seite mit dem berühmten Missionar – geträumt hatte, gab er ein paar Briefe mit und starb zwei Jahre später im 800 Kilometer entfernten Chitambo.

Unten, auf dem See, dampft gerade die „Liemba“ vorbei. Sie ist auf dem Weg nach Bujumbura. Früher hieß sie „Graf Goetzen“. Die Deutschen haben sie hierhergebracht, als Tansania noch Deutsch-Ostafrika hieß. Sie haben sie auch versenkt. Die Briten jedoch hoben das Schiff. Heute ist es eines der ältesten noch im Dienst befindlichen Passagierschiffe der Erde. Zuweilen wird es von der deutschen Entwicklungshilfeorganisation GTZ gechartert, um Flüchtlinge aus Tansania zurück in ihre Heimat zu bringen. „Diese Weißen“, seufzt Govola Mbingo, „na ja, fleißig sind sie ja.“

THILO THIELKE



Museumswärter Mbingo: „Mister Meier, nehme ich an“

Dorfschullehrer hat sie vor einigen Jahren modelliert und bemalt, um das Museum etwas attraktiver zu machen.

Govola Mbingo blinzelt freundlich. Endlich tritt ein weißes Paar durch das Tor. Mbingo zeigt auf den Mangobaum. Das ist er also. Vergnügt schütteln sich die beiden die Hände und lüften ihre Baseballkappen von der Uno und nuscheln etwas, das wie „Susy, I presume“ und „John, I presume“ klingt. Govola Mbingo macht ein Foto. Die beiden drücken ihm einen 5000-Schilling-Schein in die Hand. Drei Euro ungefähr. Dann fahren sie zurück. Sie leisten Flüchtlingsarbeit im nahe gelegenen Lager, wo Zehntausende Kongolese seit Jahren darauf warten, über den Tanganjikasee in ihre Heimat zurückgebracht zu werden.

Ohne die Leute von der Uno wäre in Mbingos Museum nicht viel los. Echte Touristen verirren sich nicht oft hierher. Manch-